

110 Prozent

Ein Gespräch mit Agnès Rausch

forum: Ich erinnere mich, dass du einmal bei einer Versammlung sämtliche Stühle in eine andere Position gerückt hast, weil sie deiner Meinung nach eine schlechte Atmosphäre ausstrahlten. Du hast sie dann nach „afrikanischem Vorbild“ umgestellt. Manchmal habe ich das Gefühl, dass du mehr einer Afrikanerin als einer Luxemburgerin gleichst.

Agnès Rausch: Es ist sicherlich richtig, dass mich die vier Jahre im Kongo geprägt haben. In Afrika ist die Kommunikation zwischen den Menschen viel einfacher. Als ich damals mit Schwester Joëlle angefangen habe, gab es dort noch kein Gesundheitszentrum. Wir fuhren also mit dem Fahrrad durch die Straßen, riefen Mütter und ihre Kinder zusammen, stellten Tische und Stühle auf einen größeren Platz und hielten unsere Sprechstunde ab. So eine Vorgehensweise wäre hier unmöglich. Die Kommunikation ist in Luxemburg stärker reglementiert, die Afrikaner hingegen sind viel herzlicher. Als ich aus Afrika zurückkam, wollte ich hier auch die afrikanischen Methoden anwenden. Ich habe mich also im Bus nicht alleine hingesetzt, sondern neben eine fremde Person. Als ich anfang mit ihr zu reden, ist sie aufgestanden und hat sich auf einen anderen Platz gesetzt. Da wusste ich, dass es in Luxemburg anders funktioniert als in Afrika.

Wenn man sich irgendwo zu Hause fühlt, fühlt man sich allerdings auch stärker in die Verantwortung gezogen. Ich war letztes Jahr in Kisangani, wo ich vor 20 Jahren gearbeitet habe. Dort haben die Menschen mittlerweile fünf Jahre Bürgerkrieg hinter sich und sind so arm, dass man es sich kaum vorstellen kann. Die alten Gesellschaftsstrukturen, die solidarisch aufgebaut waren, sind am Verschwinden. Das macht mich sehr betroffen. Viele Menschen dachten, als sie mich gesehen haben, ich könnte ihnen auf die Sprünge helfen. Das ist der Preis, den man zahlen muss, wenn die Menschen einen als einen der ihren aufgenommen haben. Dann leidet man mit ihnen und ihrer Situation.

Später auf dem Balkan, im Kosovo oder in Montenegro, warst du wieder mit Krisengebieten konfrontiert, mit Situationen, in denen Tausende Hände gebraucht werden und man selber aber nur zwei hat. Eine Situation, die den Einzelnen doch überfordern muss, oder nicht? Woher hast du die Genugtuung bei deiner Arbeit genommen?

A. R.: Jede Begegnung mit einem Menschen ist für mich unheimlich bereichernd. Vor kurzem war ich in Rumänien in Siebenbürgen. Ich bin begeistert vom Ideenreichtum der armen Menschen, um zu überleben. Ich bin voller Bewunderung für die verschiedenen Traditionen der Menschen und wie sie es trotz Gefahren und Kriegen immer wieder schaffen zu überleben. Das gab mir immer Hoffnung in schwierigen Situationen, dass es irgendwann wieder bergauf geht.

Diejenigen, die dich kennen, wissen, dass du ständig auf 110 Prozent läufst. Wie kann man diese Energie über Jahre aufrecht halten?

A. R.: Ich wundere mich immer, dass es Menschen gibt, die nicht 110 Prozent geben. Das liegt wohl auch an der Familientradition und an der Erziehung. Bei uns zu Hause ist immer viel und mit Freude gearbeitet worden. Es ist immer wieder schön, etwas wachsen zu sehen. Meine Motivation, immer wieder weiterzumachen, ziehe ich jedoch ganz klar aus den Ungerechtigkeiten, die ich um mich herum erlebe. Sie sind sozusagen mein Trampolin.

Dein Verständnis von Sozialarbeit geht weit über das Informieren und Sensibilisieren hinaus, du möchtest meistens etwas bewegen, Strukturen nachhaltig verändern. Erhält dein soziales Engagement damit nicht auch eine politische Konnotation?

A. R.: Ja, man kann keine Sozialarbeit betreiben, ohne klar Stellung zu beziehen. Für mich war es aber immer wichtig mit allen Parteien, die auch eine Sozialpolitik haben, ein gleich gutes Verhält-

Meine Motivation, immer wieder weiterzumachen, ziehe ich jedoch ganz klar aus den Ungerechtigkeiten, die ich um mich herum erlebe.

nis zu haben. Es geht darum, über den Weg der Sensibilisierung aller Parteien, Veränderungen voranzutreiben. Den Umgang mit den Parteien lernt man im Laufe der Zeit. Wenn ich heute einen Abgeordneten bitte, eine parlamentarische Frage zu stellen, wende ich mich an die Majoritätsparteien. Früher fragte ich eher jemanden aus der Opposition. Es ist natürlich immer leichter, aus der Opposition heraus kritisch zu sein. Bei den Majoritätsparteien ist dies schon schwieriger und man muss gut argumentieren. Ebenso wichtig ist es für mich aber auch, das Netzwerk der Zivilgesellschaft zu stärken. Gleich nach meiner Rückkehr aus Afrika bin ich deshalb in der ASTM¹ aktiv gewesen und habe mich im Cercle des ONG engagiert.

Heißt das, dass du den Konfrontationskurs heute eher meidest?

A. R.: Wenn es nicht sein muss, dann ja. Ich erinnere mich, als ich in der Flüchtlingsarbeit in Luxemburg anfang, da setzte ich mich mit den Flüchtlingen vom Howald zusammen, um über ihre Probleme zu diskutieren. Am Ende schrieben wir einen offenen Brief über das ungerechte Benehmen von verschiedenen Beamten im Familienministerium. Ein Brief, der heute nicht weniger wahr wäre als damals. Für mich war es aus meiner Erfahrung aus Afrika her ganz normal, Menschen zusammenzutrommeln, die ein Bedürfnis haben, und man selbst nur als Katalysator dient. Getreu der Theorie der Entwicklung: Die Menschen finden selbst eine Lösung, man braucht sie nur zu unterstützen. Was in Afrika funktionierte, funktionierte jedoch nicht in Luxemburg. Der Brief hatte für alle Flüchtlinge negative Konsequenzen, heute lebt nur noch einer dieser Gruppe in Luxemburg. Diese Menschen hatten mir vertraut und dachten, dass ich wüsste, da ich von hier bin, was man machen darf und was nicht. Im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass ich sehr unklug gehandelt hatte. Die Methode also, die wir für die Dritte Welt predigen, die Menschen mit einzubeziehen und zu animieren, in die Öffentlichkeit zu gehen und transparent zu sein, funktioniert nicht in Luxemburg. Wenn man hier ein Problem hat, wendet man sich an jemanden, der jemanden kennt, der helfen kann. Seit diesen Erfahrungen und vielleicht auch, weil ich jetzt im Staatsrat bin, gehe ich nicht mehr so schnell auf Konfrontationskurs. Ich wüsste zwar viele Bereiche, in denen ich liebend gerne auf Konfrontationskurs gehen würde, aber es würde nicht viel bringen. Auch verliere ich zuviel Energie und wecke Erwartungen bei den Menschen, welche die Konsequenzen tragen müssen, wenn ich diese Erwartungen nicht erfüllen kann.

Die große Abschiebungswelle im Jahr 2000 war ein wichtiger Moment in deinem Leben. Die Erwartungen vieler Menschen, denen gegenüber du Verantwortung übernommen hattest, wurden enttäuscht.

A. R.: Für mich ist klar, dass wenn Menschen mir vertrauen, ich ein verantwortliches und kompetentes Handeln an den Tag legen muss. Versprechen zum Beispiel nicht einhalten können, finde ich sehr schlimm. Für mich ist es einleuchtend, dass Ausländer, um sich in unserer Gesellschaft zu integrieren und um Mit-Verantwortung zu übernehmen, hier Menschen finden müssen, denen sie vertrauen können, bei denen sie sich zuhause fühlen. Wenn man sie von Anfang an hintergeht, dann hintergehen sie nachher den Staat. Die Frage ist aber auch: Wann beginne ich zu maternalistisch zu sein und wann fehlt mir die nötige Distanz? Ich bevorzuge, weniger Distanz zu haben und menschlich zu bleiben, statt dass mir nachgesagt würde, ich sei kalt und würde die Menschen nur als Nummern ansehen.

Was die große Abschiebewelle im Jahr 2000 betrifft, so kann ich mich noch ganz genau erinnern, als es begann und das Ministerium uns mitteilte, dass sie die Menschen jetzt zurückschicken würden. Für mich war klar, dass wir als Organisation verhindern mussten, dass die Menschen für die erzwungene Rückreise morgens um 6 von der Polizei aus dem Bett geholt wurden und in ihre Heimat ohne jegliche finanzielle Unterstützung abgeschoben wurden. Es ging darum, das größte Übel zu vermeiden. Ab dem Moment hörte ich auf, dafür zu kämpfen, damit die Menschen hier bleiben konnten, weil man gegen den Beschluss der Regierung nichts mehr unternehmen konnte, und ich versuchte noch größeres Unglück zu vermeiden. Ich hatte aber Unrecht. Die Regierung hatte die Rückführungen zwar großmäulig verkündet, aber nicht konsequent durchgeführt. Die Menschen, die untertauchten, wurden später regularisiert. Die Menschen jedoch, die mir vertraut hatten und auch nicht wollten, dass sie und ihre Kinder um 6 Uhr aus den Betten geholt wurden, hatten unterschrieben und wurden in ihre

Es geht darum, über den Weg der Sensibilisierung aller Parteien, Veränderungen voranzutreiben.

L'hebdomadaire woxx invite à la table ronde :

Un gouvernement sans CSV est-il possible ?

avec la participation de

Alex Bodry, président du LSAP

Claude Meisch, président du DP

François Bausch, président du groupe parlementaire Déi Gréng

Date

9 octobre à 19 h 30

Lieu

LX5 Homepage (Espace Paul Wurth)

1, rue de l'Académie, Luxembourg-Hollerich

Heimatländer zurückgeschickt. Da sah ich, dass ich ihr Vertrauen missbraucht hatte. Ich hatte ihnen etwas geraten, was sich als falsch herausgestellt hatte, weil die Regierung nicht konsequent gehandelt hatte. Ich habe dann 2004 der Regierung in einem Brief mitgeteilt, dass ich mich unter diesen Bedingungen aus dem Flüchtlingsbereich zurückziehen muss. Ich hatte keine andere Wahl. Ihre Politik der Abschiebung hat mir das Genick gebrochen. Für mich war allerdings auch klar, dass ich mit den Menschen, die zurückgingen, Kontakt halten würde, um so eine neue Vertrauensbeziehung aufbauen zu können. Die letzte Energie, die ich diesbezüglich habe, stecke ich jetzt in die Amitié Luxembourg-Monténégro, mit der ich versuche, den Menschen vor Ort zu helfen.

Ich möchte nur noch soviel zu diesem Thema sagen: Für mich gibt es keine humane Abschiebung. Jede Abschiebung von Menschen, die nicht in ihre Heimat zurückwollen, ist immer eine Verletzung der Lebensplanung der Menschen. Diese Menschen haben ihr Land nicht überstürzt verlassen, sondern haben wohl überlegt gehandelt. Viele sind heute gebrochene Frauen und Männer. Auch daher konnte ich nicht mehr in dem Bereich arbeiten. Ich kann kein Glied mehr sein in dieser Politik, die ich ablehne.

Obwohl du ein gläubiger Mensch bist, gehst du sehr diskret mit deinem Glauben um. Ich habe selten erlebt, dass du über deinen Glauben gesprochen hast, trotzdem habe ich den Eindruck, dass dein Glaube in jeder deiner Handlungen steckt. Welchen Stellenwert hat er für dich?

A. R.: Ungerechtigkeit und mein Glaube treiben mich voran. Um es vielleicht mit einem Bild zu erklären: Der Glaube ist das Licht, das durch alles hindurchscheint. Es gibt auch dieses schöne französische Lied: „La nuit de ton désespoir sera lumière de midi.“ Ich habe das Glück, gläubig zu sein, stamme auch aus einer gläubigen Familie. Ich konnte bereits als junge Erwachsene Wege finden, um meinen Glauben zu vertiefen, dank der CVX²-Weltgemeinschaft. Ich kann nicht tiefer fallen als in die Hände unseres Herrn, d. h. dann kann ich auch ruhig fallen und brauche keine Angst zu haben. Mein Glaube gibt mir die Kraft, jeden Abend die Dinge hinter mir zu lassen und nicht ständig zu grübeln. Alles ist in guten Händen. Natürlich kann man jetzt sagen: Warum gibt es denn Kriege, wie kann man die rechtfertigen? Ich bin der Meinung, dass Gott auch unter dieser Situation leidet. Das Bild, das mir am meisten hilft, vor allem auch in ungerechten Situationen, ist das Kreuz. Gott in Jesus Christus war bereit, sich ans Kreuz schlagen zu lassen und so wurde dem Tod der Stachel genommen, die Auferstehung hat das letzte Wort. Diese Kreuz-Auferstehungserfahrungen können wir in unserem Leben oft machen. Man braucht nicht bis zum Tod zu warten, man sieht immer wieder Menschen in

den verschiedensten Situationen aufstehen. Ich konnte in meinem Leben eine Spiritualität entdecken, die auch Glauben und Leben miteinander verbindet. Ich mag keine Menschen, die jeden Sonntag in die Kirche gehen, sobald sie aber wieder draußen sind, über andere herfallen. Einer der Grundsätze von CVX ist, den Glauben im Alltag zu leben und jeden Tag einen Rückblick darüber zu machen, was schief gelaufen ist, damit man es morgen besser machen kann. Für mich hat sich immer die Frage gestellt – jetzt auch, da ich dieses Studentenprojekt begonnen habe – inwieweit ich meinen Glauben in die Öffentlichkeit tragen will. Meine Antwort ist immer wieder die gleiche: durch mein Handeln und nicht durch Reden möchte ich Zeugnis von meinem Glauben geben.

Du hast 2006 bei Caritas aufgehört und ein neues Projekt, LISEL, angefangen, für viele überraschend. Was waren die Beweggründe für deinen Wechsel?

A. R.: Ich wollte mit Studenten arbeiten. Dies hatte auch etwas mit meinem Glauben zu tun. Es geht nicht darum, dass wir die Studenten in die Kirchen kriegen wollen, sondern ich denke, dass wir viele christliche Werte haben, die wir den jungen Menschen vermitteln können. LISEL sollte von Anfang an ein sozial-pastorales Projekt sein, das von mehreren Institutionen – den Jesuiten, CVX, dem Bistum und Caritas – getragen werden sollte. Dass das Projekt schließlich im Bistum angesiedelt wurde und nicht bei Caritas hat wohl etwas damit zu tun, dass die Bewegungsfreiheit in den Räumen des Convict größer ist als in der rue Michel Welter.

Was ist im LISEL der religiöse Aspekt der Arbeit?

A. R.: LISEL heißt „lieu d’initiative et de service des étudiants au Luxembourg“. Das Wort „religieux“ kommt also darin nicht vor. Der religiöse Aspekt besteht darin, dass der Mensch im Mittelpunkt steht. Für mich ist darüber hinaus aber auch der Mensch in der Gemeinschaft wichtig. Wir kranken hier daran, dass wir den Menschen zu individuell sehen. Mittlerweile gibt es einen harten Kern von Studenten, die regelmäßig in die Räume des LISEL kommen. Gemeinschaft bedeutet dann ganz konkret auch, dass diese Studenten zum Beispiel neue Studenten vom Flughafen oder vom Bahnhof abholen und ihnen den Anfang in Luxemburg erleichtern. LISEL ist ja auch bedürfnisorientiert und versucht, den Studenten im Rahmen seiner Möglichkeiten zu helfen, ihre vielfältigen Bedürfnisse zu befriedigen.

Und welche Bedürfnisse haben die Studenten in Luxemburg?

A. R.: Die Studenten brauchen Arbeitgeber, die verstehen, dass Studenten auch während ihres Studiums arbeiten dürfen. Vor allem die Studenten, die aus dem Ausland kommen, profitieren nicht von den Stipendien des Luxemburger

Jede Abschiebung von Menschen, die nicht in ihre Heimat zurückwollen, ist immer eine Verletzung der Lebensplanung der Menschen.

Staates. Letztes Jahr habe ich afrikanische Studenten erlebt, die sich nur noch Brot leisten konnten. In Luxemburg gibt es leider noch nicht die Tradition der Studentenarbeit. Im Moment gibt es für Studenten aus Drittländern noch keine legale Basis, um zu arbeiten, es sei denn über den mühsamen Weg der Arbeitsbewilligung. Auch die Studentenarbeit während der Sommerzeit bereitet Sorgen. Zum Beispiel stellt Goodyear jedes Jahr Studenten ein, die genau dieselbe Arbeit verrichten müssen, wie die Angestellten d. h. Schichten, an den Wochenenden arbeiten, Überstunden. Sie erhalten jedoch nur 80% vom Mindestlohn. Da riecht es für mich wieder nach Konfrontationskurs.

Die Studenten brauchen Wohnungen. Das ist auch ein schwieriges Thema. Der Service logement der Uni hat begonnen, afrikanische Studenten abzuweisen, weil viele ihre Miete nicht regelmäßig zahlen können. Da die meisten kein Stipendium erhalten und nicht unbedingt eine Arbeit finden, ist es schwierig, genügend Geld zusammen zu bekommen. Die Studenten, die nicht regelmäßig ihre Miete zahlen können, werden nicht mehr eingeschrieben. Angeblich gibt es eine schwarze Liste mit den Namen dieser Studenten. Ist das nicht Machtmissbrauch? Hier werden Dinge vermischt, die nichts miteinander zu tun haben.

Andere Bedürfnisse, auf welche die LISEL eingeht, sind im Studienbereich mangelnde Sprachkenntnisse und Überforderung in einer neuen Umgebung. Darüber hinaus suchen Studenten im LISEL Geselligkeit, Freundschaft, sie lernen, zusammen sozialkritisch zu denken und erweitern so ihren Horizont. Unnötig zu sagen, dass Studenten aus Drittstaaten unsere Angebote mehr in Anspruch nehmen als andere.

Von all diesen Sachen liest man nichts in den Strategiepapieren der Uni. Dort weht der Hauch einer Elite-Universität und es ist die Rede von Kooperationen mit amerikanischen oder chinesischen Universitäten. Du betreust wohl nicht gerade eine Zielgruppe der Universität Luxemburg.

A. R.: Nein, diesen Eindruck habe ich auch, dass Studenten aus Entwicklungsländern nicht gerade zu den Zielgruppen dieser Universität gehören. Man kann leicht den Eindruck bekommen, dass sie unerwünscht sind. Für mich ist allerdings klar, dass LISEL auch für die Randgruppen da sein muss.

Du bist 2000 auf Vorschlag der Grünen in den Staatsrat aufgenommen worden. Erwartete man damals von dir, dass du auch im Staatsrat die Interessen von Minoritäten vertreten würdest?

A. R.: Ich denke, die Grünen wussten, worauf sie sich einließen, als sie mich vorgeschlagen haben. Ich bin froh, dass ich diese Möglichkeit bekommen habe und dabei trotzdem meine Unabhän-

gigkeit wahren konnte. Was die Arbeit im Staatsrat betrifft, wäre es jedoch falsch, mich alleine als soziales Gewissen darzustellen. Ich habe im Staatsrat Alliierte gefunden und musste bisher nur zweimal ein „avis minoritaire“ schreiben. Ich würde das Verhältnis eher als konstruktiven Austausch bezeichnen. In verschiedenen Bereichen, wie den Finanzen, in denen ich mich nicht kompetent fühle, mische ich mich nicht ein und lasse denen den Vorrang, die sich auskennen. Wenn es aber um soziale Themen geht, wird auch mir zugehört. Da unsere Gutachten fast immer im Konsens getroffen werden, ist es natürlich nicht jedes Mal nachzuvollziehen, inwieweit ich meinen Fingerabdruck hinterlassen habe.

Dein Mandat im Staatsrat wird 2014 auslaufen, wie lange siehst du dein Engagement beim LISEL?

A. R.: Ich werde noch mit nach Belval umziehen und dann dürfen andere meine Arbeit übernehmen.

Damit hast du dich nicht auf absehbare Zeit festgelegt, was deinen Ruhestand anbetrifft.

A. R.: Nein, das stimmt. Aber 2014 wird Schluss sein, mit oder ohne Universität auf Belval.

Und danach?

A. R.: Ich wollte schon immer einmal auf den Spuren der Seidenstraße reisen.

Also, dass du aufhören wirst zu arbeiten, das kann ich mir gar nicht vorstellen!

A. R.: Na ja, vielleicht werde ich auch weiterhin ehrenamtlich tätig bleiben.

¹ Action solidarité tiers monde

² Communauté vie chrétienne

(Das Interview fand statt am 18.9.2007/LF)



POLYGONE

Les polyvalents

Déblayage et démolitions
Nettoyage de chantiers et de bâtiments
Entretien d'alentours
Location / vente de conteneurs de bureau
Vente / pose de clôtures
Location de toilettes mobiles DIXI

**Vous avez besoin d'un coup de main?
Appelez Polygone!**

49 20 05 -1

Polygone S.à r.l.
37, rue de la Gare
L-7535 Mersch
Téléphone 49 20 05-1
Fax 40 57 61

**Mein Glaube
gibt mir die Kraft,
jeden Abend
die Dinge hinter
mir zu lassen
und nicht ständig
zu grübeln.**